

Ein Jahrhundert ist nunmehr dahingegangen, seit Friedrich Schillers Gebeine im Grabe ruhen. Ein kleiner Kreis von Verehrern war es, der am 12. Tage des Maimonats 1805 um Mitternacht nach Landesbrauch den Sarg durch die stillen Straßen Weimars nach dem alten Friedhof bei der Jakobskirche hinaustrug; von hier ist der Leichnam 1827 in die Fürstengruft übergeführt worden, wo nun Schillers Gebeine noch heute neben denen Goethes ihre Ruhestätte haben.

Gefallen war einer der gewaltigsten Bäume, dessen Wurzeln in die tiefsten Tiefen deutschen Geisteslebens hinabreichten. Unter der Fülle der üppigen Gebilde, die ein Geistes-Frühling sondergleichen über den deutschen Boden ausgebreitet, eins der schönsten und mit Früchten gesegnet, wie kaum ein zweites. Was dem innern Leben und damit dem Höchsten was es auf dieser Erde gibt, insbesondere in deutschen Landen abgehen würde, wenn man einmal versuchen wollte, Schiller daraus zu streichen, ist gar nicht zu sagen. Was macht denn dem Menschen sein Vaterland vor allem lieb und wert? Ist's nicht im letzten Grunde die Welt der Gedanken, an denen er, so, wie sie in seiner Muttersprache Form gewonnen, selber eigentlich erst zum Menschen geworden ist? Welche geistige Macht hätte aber, abgesehen etwa von der deutschen Bibelübersetzung Luthers, einen so breiten Raum des deutschen Herzens in Beschlag genommen, wie der Ideenkreis von Schillers Dichtungen? Die Töne, die sie anschlagen, die Lieder die sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit; was sie sagen von allem Süßen, das Menschenbrust durchbebt, sagen von allem hohen, das Menschenherz erhebt, das ist, in immer weiteren Kreisen das ganze Volk ergreifend, zu einer solchen geistigen Großmacht geworden, gegen die schlechterdings keine andere ankommen kann. Schier könnte es einem unglaublich vorkommen, daß ein einiges Deutschland zustande gekommen wäre, wenn nicht einmal ein Schiller gewesen wäre, der dem deutschen Manne und der deutschen Frau spielend ein Verständnis davon beigebracht hätte, was das große Wort der Freiheit und des Vaterlandes zu bedeuten hat.

Dieser selbe Schiller hat nun im Jahre 1791 in einem Aufsatz über Bürgers Gedichte das große Wort gesprochen: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Die muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Darum verlangt man von ihm mit Recht, daß er, da er ein treuer Begleiter durchs Leben sein soll, im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeistern allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes.“

Darf nun, so fragen wir, Schiller diesen Anspruch machen? Hat er seine Individualität so weit erhöht und veredelt, sie zur reinsten und herrlichsten Menschheit hinaufgeläutert? Der nun folgende Überblick über die Knotenpunkte in Schillers Entwicklungsgang ist ein Versuch, auf obige Frage eine begründete Antwort zu geben.

In der schwäbischen Heimat ist dem Knaben schon eine Bildung zu teil geworden, wie sie eine religiös gestimmte evangelische Familie des mittleren Bürgerstandes, deren Häupter biedere und wohldenkende, geistig nicht unbegabte Menschen waren, vermitteln konnte. Vater und Mutter werden beide als tüchtige Menschen gerühmt. „Ich habe das Glück vor vielen Tausenden, den besten Vater zu haben“ schreibt Schiller an seine Schwester Christophine. „Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt“ urteilt einer von Schillers Jugendfreunden über dessen Mutter, und dem stimmen viele zu, die sie kannten. Da der Sohn das Glück hatte, in die Bahn des Gelehrten gerufen zu werden, ist es ihm gelungen, bis zum Range eines Militärarztes sich durchzuringen. Auf dem Wege zu diesem Ziele konnte es aber nicht ausbleiben, daß der junge Mann von der aufblühenden Literatur seiner Zeit berührt wurde. Da er nun hierfür einen besonders empfänglichen Sinn hatte, ist er in das Fahrwasser der sogenannten Stürmer und Dränger der siebziger Jahre hineingeraten, und, da er zum Dichten wohl beanlagt war, sogar zum Führer jener Dichterschule geworden, die in den achtziger Jahren das von Goethe 10 Jahre früher aufgeworfene Panier weiter führte. Es war das die Richtung, welche insbesondere auf dem Felde der tragischen Dichtung das Joch des französischen Klassizismus abzuschütteln suchte. Lessing hatte für sie in den Literaturbriefen und in der hamburgischen Dramaturgie schon eine Lanze eingelegt im Kampfe der Geister. Der Deutsche hätte, so heißt es da, ungefähr an unsern alten dramatischen Stücken hinlänglich merken können, daß wir mehr in den Geschmack der Alten und der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die große Einfachheit mehr ermüdet als die große Verwicklung.

Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben. An einem Shakespeare würde das Volk viel mehr Geschmack gefunden haben als an den französischen Tragikern, für die Professor Gottsched eintrat; derselbe würde ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesem zu rühmen wisse, denn ein Genie könne nur von einem Genie entzündet werden und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheine und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecke. Shakespeare heißt es da weiter, kommt den Mustern der Alten, die er fast gar nicht kennt, im Wesentlichen näher; denn nach dem Ödipus des Sophokles müsse kein Stück in der Welt mehr Gewalt über unsre Leidenschaften haben als Othello, König Lear, Hamlet etc.*)

Dort konventionelle Kunst, gemachtes Wesen, hier wahre Natur. Nicht die Liebe hat Voltaire die *Zaïre* diktiert, sondern die Galanterie; ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst hat arbeiten helfen — und das ist Shakespeares *Romeo und Julie*. Der eifersüchtige Orosman lehrt uns nicht viel, Othello ist das vollständigste Lehrbuch über diese traurige Raserei.**)

*) Lessing, 17. Literaturbrief.

**) Hamburgische Dramaturgie Stück 15.

Shakespeares Gespenst im Hamlet kommt wirklich aus der jenseitigen Welt, Voltaires (in der Semiramis) ist auch nicht einmal zum Popanz gut, Kinder damit zu schrecken. *)

Durch solche Fingerzeige Lessings hatte schon Goethe den Weg sich weisen lassen und war dann von Herder weiter geführt worden zum Verständnis der Alten, insbesondere Homers und Pindars und zur rechten Würdigung der Volkspoesie. Der Ruf des Franzosen Rousseau: Rückkehr zur Natur, war so auch in deutschen Landen zur Losung geworden, und der junge Schiller hatte, als er ihn vernahm, nichts Eiligeres zu tun als darin einzustimmen. **) Aber er wagte noch den weiteren kühnen Schritt, vom Zorne getrieben über selbsterlebtes Unrecht und über Vergewaltigung, wie es ihm wenigstens vorkam, im Sinne der Schauspieler in Shakespeares Hamlet seiner Zeit und speziell seiner Umgebung einen Spiegel vorzuhalten ihres innerlich unwahren Wesens: Er dichtete sein Trauerspiel, die Räuber, und betrat damit seine Dichter-Laufbahn. Ganz aus seiner Phantasie heraus, wenngleich angeregt durch einen verwandten Fall aus dem Leben, führt er in diesem Werke seiner Mitwelt einen edel und großartig angelegten Helden vor, der, als alle andern Mittel nichts mehr fruchten wollten, nicht davor zurückschreckt, mit Hilfe einer Räuberbande die dringend notwendig gewordene Umgestaltung des sozialen Lebens herbeizuführen. Indem er diese epochemachende Tragödie 1781 herausgab und im folgenden Jahre in Mannheim aufs Theater brachte, wurde er der Führer der zweiten Generation von Sturm und Drang und machte sich so ganz plötzlich einen unsterblichen Namen, wie vor 8 Jahren Goethe durch Götz von Berlichingen und Werthers Leiden getan hatte.

Schillers Held steht freilich an innerm Gehalt zurück hinter Goethes Götz; aber auch als Führer einer Räuberbande war er doch zu edel angelegt, als daß ihm nicht allmählich im Laufe der Erlebnisse ein Licht über das Verkehrte des von ihm eingeschlagenen Weges aufgegangen wäre. Darin liegt die tiefe und echte Tragik der Dichtung, daß er schließlich zu dem Geständnisse kommt: „O, über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu erhalten! Ich nannte es Rache und Recht — ich maßte mir an, o Vorsicht, die Scharten deines Schwerts auszuwetzen und deine Parteilichkeiten gut zu machen, aber — o eitle Kindereien — da steh' ich am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähneklappern und Heulen, daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden.

Auf die Räuber folgte die Verschwörung des Fiesco zu Genua, als republikanisches Trauerspiel bezeichnet (1784). Es wird wohl das erste deutsche historische Drama grossen Stils genannt. Auf den historischen Stoff war Schiller aufmerksam geworden durch die Denkwürdigkeiten Rousseaus in den Schriften des H. P. Sturz. Das Streben nach bürgerlicher Freiheit, die eine republikanische Verfassung eher in Aussicht stellte als absolutistische, stand mit auf der Wunschkarte der Stürmer und Dränger. Im ersten Entwurf endigt das Drama damit, daß der Republikaner Verrina den Grafen Fiesco, der an der Spitze der Verschwörung gegen das Haus Doria steht, von einem Brette ins Meer stößt, sodaß er ertrinkt. Fiesco hatte nämlich durch aufgeregten Ehrgeiz sich verleiten lassen, zwar die Maske des Republi-

*) Hamburgische Dramaturgie Stück 11.

**) Noch in der Banerbacher Zeit stehen unter seinen Requisiten aus der Meininger Bibliothek an erster Stelle: Lessings kritische Schriften also ungefähr: Dramaturgie, Theaterbibliothek, Beiträge zur Literatur, Laokoon von Lessing. Siehe Schillers Briefe von Jonas Nr. 45.

kaners anzulegen, aber im günstigen Augenblicke den Versuch zu machen, sich selbst auf den herzoglichen Thron von Genua zu schwingen; um das zu verhindern, hatte ihm Verrina den Stoß gegeben. Dieser Ausgang fand aber beim Intendanten des Mannheimer Theaters nicht Zustimmung, und um nun doch die Aufführung zu ermöglichen, hatte Schiller im Drang der äußeren Verhältnisse sich dazu bequemt, Fiesco zwar nach der Herzogswürde streben, dann aber im letzten Moment, als man ihm das Szepter in die Hand drückte, ihn es zerbrechen und wegwerfen zu lassen mit der Erklärung: Ein Diadem erkämpfen, ist groß — es wegwerfen, göttlich. Seid frei, Geneser und steht auf! Den Monarchen hab' ich euch geschenkt — umarmt euren glücklichsten Bürger! Es wird erzählt, die Aufführung in Mannheim habe keinen Beifall gefunden; Schiller aber schrieb darüber: Republikanische Freiheit ist hierzulande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. — Ob nicht die recht haben, die dem entgegenhalten, daß solcher charakterlose Ehrgeiz wie der Fiescos kaum jemals imstande sein werde, einen ehrlichen Bürger zu erwärmen?

Die dritte der großen tragischen Jugenddichtungen Schillers, *Kabale und Liebe*, tritt ein für die Rechte des Herzens im Kampfe mit den Vorurteilen der Stände; auch dies ein beliebter Gegenstand des Zeitalters, welches neben *liberté* und *fraternité* auch *égalité* auf seine Fahne geschrieben hatte; die Ansicht gewinnt doch immer mehr Bekenner, die dafür halten, daß auch in Goethes *Tasso* diese Frage der Mittelpunkt der Dichtung sei. Ferdinand, der Sohn des unwürdigen Präsidenten von Walter am Hofe eines deutschen Fürsten liebt Luise, die Tochter des biedereren Stadt-Musikus Miller, wird aber durch allerlei Intriguen daran gehindert, trotz der Gegenliebe des Mädchens, in den Besitz desselben zu gelangen. Laß doch sehen, erklärt er ihr, ob mein Adelsbrief älter ist als der Riß zum unendlichen Weltall? Oder mein Wappen giltiger als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: Diesses Weib ist für diesen Mann? Das durch allerlei böse Machinationen in einen Konflikt zwischen der Liebe zum Vater und der zum Bräutigam hineingetriebene Mädchen führt das Paar einem tragischen Ende entgegen.

Durchaus subjektiv geartet, aus Eindrücken des wirklichen Lebens erwachsen, wie diese letzte Tragödie, ist auch die Lyrik des jugendlichen Dichters. Wie phantastisch aber sind die *Laura-Oden*! zumal im Vergleich zu der Prosa ihres geschichtlichen Hintergrundes. *) Wie der Genius gerungen hat mit den ihm widerstrebenden äußeren Verhältnissen, bezeugt ein Lied aus der *Anthologie* von 1782, überschrieben die *Winternacht*; hier wirft er einen Rückblick auf seine Kinderjahre; dann heißt es am Schlusse:

Nun liegt dies all im Nebel hinterm Rücken,
Und Bube heißt nun Mann,
Und Friedrich schweigt der weiseren Perücken,
Was einst der kleine Fritz getan.
Man ist — Potz gar! — zum Doktor ausgesprochen
Wohl gar beim Regiment!
Und hat vielleicht, doch nicht zu früh gerochen,
Daß Plane — Seifenblasen sind.

*) cf. die Biographien. (Minor, Berger, K. Fischer: Schillers Jugend- und Wanderjahre, Bellermann..)

Hauch immer zu und laß die Blasen springen
Bleibt nur dies Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur, errungen mit Gesängen,
Zum Lohn ein deutscher Lorbeerkrantz.

Auch Goethe erzählt, daß ihm im Knabenalter, wenn er an ein wünschenswertes Glück gedacht habe, dieses am reizendsten in der Gestalt des Lorbeerkranzes erschienen, der den Dichter zu zieren geflochten sei. *) Goethe floh vor dem Druck des Amtes nach Italien und fand dort, was er suchte. Am 18. März 1788 schrieb er seinem Landesherrn: Ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? Als Künstler. **) Schiller schüttelte das Joch des Amtes ab und floh nach Mannheim, um hier als Theaterdichter tätig zu sein. Mit welchen inneren Anfechtungen er aber in dieser Mannheimer Periode zu kämpfen gehabt hat, bezeugen in denkwürdiger Weise die beiden in der Thalia von 1786 veröffentlichten Gedichte, „Der Kampf“, früher überschrieben „Freigeisterei der Leidenschaft“, und „Resignation“.

Im ersten Gedichte, Freigeisterei der Leidenschaft betitelt, handelt es sich um eine unglückliche Konvenienz-Ehe. ***) Die Interessen der beiden Ehegatten gehen zu weit auseinander. Da kommt ein dritter und findet Gegenliebe. Nun entbrennt in ihm ein Kampf. Soll er den vor dem Altare geschlossenen mit einem Eid bekräftigten Bund zerstören, oder pflichtmäßig respektieren und seine Leidenschaft bändigen? Nein, heißt es zunächst,

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst Du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht!
Geschworen hab' ich's, ja ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen. —
Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren,
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen.

So weit ist es schon gekommen, da besinnt er sich, ehe es zu spät ist, eines Besseren und gesteht:

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke,
Und ich errang es nicht.

Dann aber erhebt er Klage gegen die Gottheit, die von einer liebenden Seele unter solchen Umständen, wo doch ein Eidbruch zur frommen Pflicht geworden sei, Entsagung fordere, und droht:

„O, diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen!
Er hat auf immer seinen Lohn dahin.“ †)

*) Dichtung und Wahrheit, Ende von Buch IV.

**) Goethes Briefe (Weimarer Ausgabe) Band 8, S. 357.

***) Das Original enthält verschiedene Verse mehr als unsre gewöhnlichen Ausgaben.

†) Daß im Hintergrunde dieser Gedichte Charlotte von Kalb steht, daß des Dichters eigener Kampf mit Resignation geendigt hat, wird wohl mit Recht von den Biographen Minor, E. Müller, Harnack, Bellermand und Berger gegenüber K. Fischer behauptet. Harnack S. 121. Berger 427 f.

Solchem prometheischen Trotz entspricht in dem andern Gedicht, Resignation, die Bloßstellung religiöser Lohndienerei. Wer bloß deshalb ein enthaltsames und sittsames Leben zu führen sich befleißigt, weil er hofft, dafür einmal im Jenseit Genusses die Fülle als Lohn zu erhalten, der befindet sich auf einem Irrwege. So lautet vielmehr die krasse Alternative:

Genieße, wer nicht glauben kann!
Die Lehre ist ewig, wie die Welt.
Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.
Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen;
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.*)

Diese Dichtungen enthalten zweifellos ein freigeistisches und pessimistisches Glaubensbekenntnis. Sie zeigen, was für Gespenster sich dem heranreifenden Dichter auf der Bahn des Lebens in den Weg stellten.

Zum Glück sollte bald ein hell ihm aufgehender Stern diese dunkeln Schatten verscheuchen. Der Boden war ihm in Mannheim unter den Füßen zerbrochen. Als er so nicht mehr wußte, wo aus und ein, rief ihn der bekannte Leipziger Verehrerkreis zu sich. Treue Freundschaft hatten schon früher ein Streicher, eine Frau von Wolzogen ihm bewiesen; die Krone aber setzte diesen Bestrebungen Gottfried Christian Körner auf, der Vater des „Sängers und Helden zugleich“, indem er ihn aus seinen derangierten Verhältnissen herausriß und ihm eine neue Laufbahn eröffnete. Bei Ihnen, hatte er auf das Einladungsschreiben geantwortet, bei Ihnen will ich, werd' ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als alles das, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständnis tun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.“

Schillers Hoffnung ging mit seiner Übersiedelung nach Leipzig in Erfüllung. Ein so gewaltiger Umschwung seines ganzen Seins war die Folge des neuen Erlebnisses, daß man von ihm ab eine neue Periode seines innern Entwicklungsganges datieren muß. Die Bezeichnung dieses Lebensabschnittes bis zur Anknüpfung des Freundschaftsbundes mit Goethe als die Zeit der „Lehrjahre“ scheint passend.**)

*) Der Ausdruck „Lohn“ hat in der Ethik für viele einen bedenklichen Beigeschmack. Und doch kommt es für die Würdigung dieses Begriffs auf folgenden Gesichtspunkt allein an: Wer gut zu handeln sich befleißigt, bloß um des Lohnes, um des äußeren Erfolges willen, ohne für das Gute selbst innerlich erwärmt zu sein oder begeistert, — wer gar seinem ganzen geistigen Standpunkt nach mit dem Sittlich-Guten auf gespanntem Fuße steht, aber es doch zu üben sucht um irgend welchen Lohnes willen, der ist noch kein sittlich freier Mann, sondern ist noch Knecht. Auf Lohn aber hoffen in dem Sinne, daß die ehrliche Übung des Guten auch gute Früchte zeitigen werde, d. h. bei Gott ihren Lohn finden werde, ist ein wesentlicher Grundgedanke optimistischer Ethik; da hat das Wort seine gute Bedeutung: die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

**) Bellermand gebraucht diesen Ausdruck; nur hätte er die vorangehende Periode, von ihm als Wanderjahre bezeichnet, mit Mannheim abschließen sollen. In Leipzig-Dresden wird ein Neues gepflügt.

ihren Ausdruck gefunden in den sogenannten philosophischen Briefen. Julius (nach Leisewitz Julius von Tarent benannt) ist Schiller; Raphael (von dem alttestamentlichen Schutzengel im Buche Tobias) ist Körner. Julius weiht Raphael ein in seine neugewonnene Weltanschauung, damit dieser in seiner Bemühung ihn weiter zu leiten auf seiner Lebensbahn einen festen Ausgangspunkt habe. Der Kern dieser Mitteilungen ist die Theosophie des Julius. Mögen auch einige ihrer Grundgedanken der Stuttgarter Zeit und dem Jünglingsalter angehören, so läßt doch das Ganze der entwickelteren Form wegen kaum die Annahme einer andern Entstehungszeit zu als der Leipzig-Dresdener.*)

Diese Theosophie bezeichnet den höchsten Flug von Schillers Idealismus. Einige Proben daraus werden das lehren. „Jetzt, so beginnt der Abschnitt mit der Überschrift „Liebe“, jetzt, bester Raphael, laß mich herumschauen! Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert. Liebe also — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend, — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Kraft (des Wohlwollens) eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens.

Ich bekenne es freimütig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennütigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist, ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmendes Atom im unermeßlich leeren Raume. —

Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vorteil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie ineinander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus sät für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank.

Liebe, so steht in dem Abschnitt über „Gott“, Liebe ist die Leiter, worauf wir emporklettern zur Gottähnlichkeit. — Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erblickte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: „Liebet euch unter einander!“ Der Brief schließt dann mit der Aufforderung: „Nähert euch dem Gott, den ihr meint!“ Fast glaubt man bei diesem letzten Worte Lessings Nathan zu hören und seinen Kernspruch: So eifre jeder seiner unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nach usw. (III, 1.)

Dieselben Töne schlägt auch das derselben Zeit angehörende berühmte Lied „An die Freude“ an, wenn es da heißt:

*) So auch Harnack 1. Aufl. S. 134. Anders Wychgram, Berger und Beller mann.

Seid umschlungen, Millionen!
 Diesen Kuß der ganzen Welt!
 Brüder — überm Sternenzelt
 Muß ein lieber Vater wohnen.

Was Schiller in die freudigste Stimmung versetzte, war das Glück seines Wohltäters. Körner feierte um diese Zeit Hochzeit mit Minna Stock, die dem kleinen Kreise der Verehrer Schillers angehörte, die den Dichter durch ihre Teilnahme an seinem Lese beglückt und zu sich eingeladen hatten. Dem wohl-situierten Manne war es endlich möglich geworden, seine weder mit äußerem Besitz noch mit vornehmer Herkunft ausgestattete Braut heimzuführen, und der befreundete Dichter singt nun ein Jubellied auf die Freude, wie dieser Tochter Elysiums kein zweites gesungen. Man muß den Schlußchor der neunten Symphonie Beethovens hören, um die Zauberkraft solcher Töne recht zu würdigen. Wenn da geschrieben steht:

Freude heißt die starke Feder
 In der ewigen Natur.
 Freude, Freude treibt die Räder
 In der großen Weltenuhr. —
 Festen Mut in schweren Leiden,
 Hilfe, wo die Unschuld weint,
 Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
 Wahrheit gegen Freund und Feind,
 Männerstolz vor Königsthronen,
 Brüder, gält es Gut und Blut,
 Dem Verdienste seine Krone,
 Untergang der Lügenbrut!

Wie anders lautet das Bekenntnis im Vergleich zu dem in der Freigeisterei der Leidenschaften, wie lenkt es vielmehr den Blick vorwärts dem schon aufgehenden Lichte des Don Karlos zu!

Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden, sagt Bruder Martin in Goethes Götz; neue Schaffensfreudigkeit fördert nun auch bei unserem Dichter Großes zu Tage.

Der Don Karlos gewinnt endlich nach fünfjährigem Brüten darüber Gestalt. Aus einer geplanten Familientragödie des spanischen Hofes ist freilich im Laufe der Jahre ein Heldengedicht geworden, in welchem aufopfernder Liebe im Kampfe für Denk- und Glaubensfreiheit eines geknechteten Volkes zum ersten Male in gehobener rhythmischer Sprache ein Denkmal gesetzt worden ist, wie die deutsche Zunge bis dahin noch keines zustande gebracht hatte. Es erinnert an Lessings Nathan, wie Fiesco und Kabale und Liebe an Emilia Galotti. Welch eine Reihe mächtiger Gestalten, dieser Posa und Don Karlos und auf der andern Seite König Philipp und Herzog Alba! Dann aber auch welch eine herrliche Gestalt diese Königin Elisabeth! Fast die schönste unter den Frauengestalten der Muse Schillers.

In diese zweite Periode, die Zeit der Lehrjahre, fallen geschichtliche, ästhetische und philosophische Studien. Die beiden Werke Abfall der Niederlande und dreißigjähriger Krieg haben durch die schöne Darstellung ihre Anziehungskraft bis heute bewahrt, und wenn sie auch mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft nicht immer übereinstimmen, so haben sie doch dem Dichter selbst zur poetischen Behandlung reichen Stoff geliefert. Der Don

Karlos hatte ihm zu diesen Studien die Anregung gegeben, Wallenstein und Maria Stuart sind Früchte derselben.

Zur Ausbildung seines spezifisch poetischen Schaffens gab ihm in materialer und formaler Hinsicht das Studium der Griechen wertvolle Winke. „Ich lese, so schreibt er im August 1788 an Körner aus seiner Rudolstädter Villegiatur, fast nichts als Homer. Ich habe mir Vossens Übersetzung der Odyssee kommen lassen, die in der Tat ganz vortrefflich ist — es weht ein so herzlicher Geist in dieser Sprache, dieser ganzen Bearbeitung, daß ich den Ausdruck des Übersetzers für kein Original, wäre es noch so schön, missen möchte. — In den nächsten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller mehr; — keiner tut mir wohl; jeder führt mich von mir selbst ab, und die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eignen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun — vielleicht Klassizität geben wird.“ Außer Homer werden die griechischen Tragiker, insbesondere Euripides und von den Historikern Plutarchs Biographien, für die schon der Jüngling schwärmte, genannt.

Im Frühjahr 1789 wird Schiller auf Grund seines Schriftchens Abfall der Niederlande durch Goethes Vermittlung zum Professor der Geschichte an die Universität Jena berufen; dann findet er ein beglückendes Heim durch die Verbindung mit Charlotte von Lengefeld, von der er nicht umsonst die Erwartung hegte, daß sie einmal die Sonne seines Lebens sein werde.*) Als dann mit dem Jahre 1791 sein Lungenleiden ihm Befreiung von der Last des Amtes verschaffte, und die hochherzige Unterstützung des durch vielfache Nöte geplagten Mannes von seiten des Herzogs Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg und des dänischen Ministers Graf Ernst von Schimmelmann ihm volle Muße gewährte, warf er sich mit aller Macht auf das ihm von Körner dringend empfohlene Studium Kants. „Ich treibe jetzt, schreibt er am 1. Januar 1792 an Körner, mit großem Eifer Kantische Philosophie, und mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn dieses auch drei Jahre kosten könnte.“ Und Schiller hat diesen Entschluß durchgeführt. Die Kritiken der reinen und der praktischen Vernunft sowie der Urteilskraft hat er ihren Grundgedanken nach in sein Bewußtsein aufgenommen.**) Es muß ihm eingeleuchtet haben, daß es eine Erkenntnis des Wirklichen, der Wahrheit gibt, weil das Seiende nach denselben Gesetzen aufgebaut ist, die auch die Normen unsres Denkens sind (Anschauungsformen, Kategorien, Ideen); daß die Pflicht das höchste und einzige wirklich moralische Motiv unsres Handelns sein muß, weil das Sittengesetz der Vernunft unbedingt gebietet: Du sollst. Handle so, als ob die Maxime deines Handelns zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden sollte! Und drittens: Außer dieser Welt des Gedankens und sittlichen Handelns gibt es noch eine dritte: Das ist die Welt des Schönen, in welcher das Gefühl sein Urteil spricht.

Um die Vertiefung respektive Weiterbildung der ethischen und ästhetischen Prinzipien Kants hat sich nun Schiller besonders verdient gemacht. Die Schriften über Anmut und

*) Jonas, Schillers Briefe Nr. 345, vom 27. Nov. 1788.

**) Über diese Frage gibt E. Kühnemanns Buch: Schillers phil. Schriften und Gedichte wertvolle Aufschlüsse.

Würde, über die ästhetische Erziehung des Menschen, über das Erhabene und Pathetische, naive und sentimentalische Dichtung bezeugen das. Auf dem Gebiete der Ethik kommt folgender Gesichtspunkt besonders in Betracht. Kant hatte die Idee der Pflicht, so sagt Schiller, mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckte;*) dazu konnte ihn aber nur die tief gesunkene Moral seiner Zeit bestimmt haben, der im 18. Jahrhundert zur Herrschaft gelangte praktische Materialismus. „Er ward infolgedessen der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solon noch nicht wert und empfänglich schien.“

Nun aber gibt es doch edlere Naturen, in denen die sinnliche Seite ihres Wesens nicht in so gespanntem Verhältnis zur sittlichen steht, wie Kant voraussetzt; „ja es kann sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichern, daß eine volle Übereinstimmung zwischen beiden erfolgt, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele versteht. Da herrscht nicht nur kein Widerspruch mehr gegen das Sittliche, sondern Liebe zu dem erkannten Guten und Begeisterung dafür. Anmut ist der Ausdruck ihrer Erscheinung; man wird sie mehr bei dem weiblichen Geschlecht finden.“ Daher die Macht des Weibes, wie sie die Verse schildern:

Mächtig seid ihr, — ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die Stille nicht wirkt, wirkt die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Taten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.

Erläuternd den Begriff der schönen Seele heißt es auf zwei Votivtafeln:

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.

Oder: Hast du etwas, so teile mir's mit, und ich zahle, was recht ist,
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

Indem Schiller so der Freudigkeit als der Quelle des sittlichen Handelns ihr Recht wiedereroberte, hat er der urchristlichen Anschauung wiedergegeben, was ihr zukam. In der Tat ist er damit aber dem ethischen Prinzip Kants nicht untreu geworden, wie man ihn vielfach beschuldigt hat; wenigstens hat er selbst das Bewußtsein nicht gehabt. Schreibt er doch dem Herzog von Augustenburg am 3. Dezember 1793: „Ich bekenne gleich vorläufig in Bezug auf die Frage vom Verhältnis der Tugend zum Geschmack, daß ich im Hauptpunkte der Sittenlehre vollkommen kantisch denke. Ich glaube nämlich und bin überzeugt, daß nur diejenigen unsrer Handlungen sittlich heißen, zu denen uns bloß die Achtung für das Gesetz der Vernunft und nicht andere Antriebe bestimmten, wie verfeinert diese auch seien und welch imposante Namen sie auch führen. Ich nehme mit den rigidesten Moralisten an, daß die Tugend schlechterdings auf sich selbst ruhen müsse und auf keinen von ihr verschiedenen Zweck zu beziehen sei. Gut ist (nach den Kantischen Grundsätzen, die ich in diesem Stücke

*) Über Anmut und Würde S. 92. (Kürschner-Boxberger 129, 1.)

vollkommen unterschreibe) was nur darum geschieht, weil es gut ist. — Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen — aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas Moralisches erzeugen.“

Auch Kant hat in einer Anmerkung zur zweiten Auflage der Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft von 1794 seine Zustimmung zu Schillers Abhandlung gegeben; er nennt sie ein Meisterwerk. Schiller dankt ihm dafür am 13. Juni 1794 in demselben Briefe, in dem er ihn einlädt, eine neuzubegründende Zeitschrift, die Horen mit Beiträgen zu unterstützen. „Ich kann diese Gelegenheit, schreibt er, nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen, verehrungswürdigster Mann, für die Aufmerksamkeit zu danken, deren Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt, und für die Nachsicht, mit der Sie mich über meine Zweifel zurecht gewiesen haben. Bloß die Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Resultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Teile des Publikums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen scheint, und der eifrige Wunsch, einen nicht unwürdigen Teil der Menschheit mit der Strenge ihres Systems auszusöhnen, konnte mir auf einen Augenblick das Ansehen Ihres Gegners geben, wozu ich in der Tat sehr wenig Geschicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Daß Sie die Gesinnung, mit der ich schrieb, nicht mißkannten, habe ich mit unendlicher Freude aus Ihrer Anmerkung ersehen, und dies ist hinreichend, mich über die Mißdeutungen zu trösten, denen ich mich bei andern dadurch ausgesetzt habe. Nehmen Sie, vortrefflicher Lehrer, schließlich noch die Versicherung meines lebhaften Dankes für das wohlthätige Licht an, was Sie meinem Geiste angezündet haben, eines Dankes, der wie das Geschenk, auf das er sich gründete, ohne Grenzen und unvergänglich ist.“

Der „Gewissenskrupel“ am Schlusse der Distichen von 1796 „die Philosophen“ überschrieben wird daher humoristisch aufzufassen sein:

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung:

Da ist kein andrer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebeut.

Neben dem Schönen steht das Erhabene mit seiner ewigen Bedeutung für die Ethik. Wenn ein unvermeidlicher Konflikt sich einstellt zwischen der Sinnennatur und dem Ich, dann flüchtet sich der Mensch hinüber in die Freiheit der Gedanken. Gegenüber den ihn bedrohenden äußeren Gewalten besinnt er sich auf seine Geistesnatur, wirft sich in die unbedingliche Burg seiner moralischen Freiheit —, das Gefühl des Erhabenen wird in ihm wach und tritt als Würde in die Erscheinung.

Das Gedicht, die Führer des Lebens, enthält eine ansprechende Würdigung des Gefühls des Schönen und Erhabenen in seiner Bedeutung für die Reise durchs Leben:

Zweierlei Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir steh'n!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schauernd der Sterbliche steht.

Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem erstern
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!

Wenngleich nun Schiller das Schöne und Erhabene und damit die Welt des Ästhetischen zur Moral in so nahe Beziehung treten läßt, so bleibt er sich doch dessen wohl bewußt, daß die Ästhetik bei aller Verwandtschaft zwischen beiden durchaus auf eignen Füßen steht, ein selbständiges Gebiet für sich ist; er stimmt da ganz überein mit Kant, der diese Entdeckung gemacht hat. Sittlichkeit beruht auf Bestimmung durch reine Vernunft, Schönheit, als eine Eigenschaft der Erscheinungen, ist Bestimmung durch reine Natur. Wo diese Idee der Selbstbestimmung aus Gebilden der Natur herausstrahlt, sprechen wir von Schönheit. Das schöne Ding folgt seiner Natur, stellt die Eigenart seines Wesens voll heraus und bewahrt sie, ist das, was es ist, so ganz durch sich selbst, daß wir eine Analogie wahrnehmen mit der Freiheit vernünftig handelnder, sich nach eignem Gesetz bestimmender Wesen. Dieser Satz gilt zunächst nur von Dingen der Natur. Aber auch ein Gegenstand der Kunst ist schön, wenn seine Vollkommenheit als Natur erscheint. Das Vollkommene besteht in der Übereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem. Wird es mit Freiheit dargestellt, so gewinnt es den Charakter des Schönen; es wird aber mit Freiheit dargestellt, wenn die Natur des Dinges mit dem Werke der Technik zusammenstimmend erscheint, d. h. wenn es aussieht, als wenn diese aus dem Ding selbst freiwillig hervorgeflossen wäre. Unbedingtes Erfordernis ist Freiheit in der Erscheinung.

Aus dem allen ergibt sich, daß das Reich des Geschmacks, — so nennt Schiller an der betreffenden Stelle die Welt der Ästhetik, — ein Reich der Freiheit ist; — die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer mir ein glücklicher Bürge, der mir zuruft: „Sei frei, wie ich.“*) In poetischer Form drückt das Schillers Gedicht, „Das Höchste“ so aus:

Suchst du das Höchste, das Größte?
Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend!
Das ist's.

Mit obigen Gedanken übereinstimmend heißt es in dem Briefe an Körner vom 18. Febr.: Eine moralische Handlung ist erst dann eine schöne, wenn sie aussieht wie eine sich von selbst ergebende Wirkung der Natur. — Aus diesem Grunde ist das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden ist.

Die ganze Eigenart Schillers liegt nun in der Überzeugung, daß nur die ästhetische Kultur, so wie er sie verstehe, imstande sei, der sittlichen Versunkenheit seiner Zeit Abhülfe zu verschaffen. Davon handeln seine Briefe über ästhetische Erziehung an den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg. Der Gang der französischen Revolution im Anfange des Jahres 1793 hatte der Welt die Augen darüber aufgetan, welch tiefe Verderbnis im Hinter-

*) Brief an Körner vom 23. Februar 1793. (Jonas 644, S. 284 f.)

grunde jener Bewegung laure, von der man gehofft hatte, daß sie den Übergang vom Naturstaate zum Vernunftstaate mit sich bringen werde. Auch Schiller waren solche Gedanken nicht fern geblieben. Nun wird er stutzig. Soll man, so fragt er den Prinzen, nun den Gedanken an politische und bürgerliche Freiheit fahren lassen? Aber er braucht nicht viel Zeit, sich auf die Antwort zu besinnen. Nein, antwortet er sich selbst, nichts weniger als das. „Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Centrum aller Kultur, — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grunde eines veredelten Charakters aufbauen, und man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann. Auf den Charakter wird bekanntlich durch Berichtigung der Begriffe und durch Reinigung der Gefühle gewirkt. Jenes ist das Geschäft der philosophischen, dieses vorzugsweise der ästhetischen Kultur. — Aufklärung der Begriffe kann es allein nicht ausrichten, denn von dem Kopf ist noch ein gar weiter Weg zum Herzen, und bei weitem der größere Teil der Menschen wird durch Empfindungen zum Handeln bestimmt. Aber das Herz allein ist ein ebenso unsicherer Führer, und die zarteste Empfindsamkeit wird nur ein desto leichter Raub der Schwärmerei, wenn ein heller Verstand sie nicht leitet. Gesundheit des Kopfes wird also mit der Reinheit des Willens zusammentreffen müssen, wenn der Charakter vollendet heißen soll.

Das dringendere Bedürfnis unseres Zeitalters scheint mir die Veredlung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu sein, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel getan worden. Es fehlt uns nicht sowohl an der Kenntnis der Wahrheit und des Rechts, als an der Wirksamkeit dieser Erkenntnis zu Bestimmung des Willens, nicht sowohl an Licht als an Wärme, nicht sowohl an philosophischer als an ästhetischer Kultur. Diese letztere halte ich für das wirksamste Instrument der Charakterbildung und zugleich für dasjenige, welches von dem politischen Zustand vollkommen unabhängig und also auch ohne Hilfe des Staats zu erhalten ist.

Und hier ist es nun, gnädigster Prinz, wo die Kunst und der Geschmack ihre bildende Hand an den Menschen legen und ihren veredelnden Einfluß beweisen. Die Künste des Schönen und Erhabenen beleben, üben und verfeinern das Empfindungsvermögen, sie erheben den Geist von den groben Vergnügungen des Stoffes zum reinen Wohlgefallen an bloßen Formen und gewöhnen ihn, auch in seine Genüsse Selbsttätigkeit zu mischen. Die wahre Verfeinerung der Gefühle besteht aber jederzeit darin, daß der höhern Natur des Menschen und dem göttlichen Teil seines Wesens, seiner Vernunft und seiner Freiheit ein Anteil daran verschafft wird.

Wenn Sinnes Lust und Sinnes Schmerz
Vereinigt um des Menschen Herz
Den tausendfachen Knoten schlingen
Und zu dem Staub ihn niederziehn,
Wer ist sein Schutz? Wer rettet ihn? —
Die Künste, die an goldnen Ringen
Ihn aufwärts zu der Freiheit ziehn.
Und durch den Reiz veredelter Gestalten
Ihn zwischen Erd und Himmel schwebend halten.

Für den rohen Naturmenschen ist das Schöne insbesondere Bedürfnis, für den schon kultivierten Menschen das Erhabene, denn nur zu gerne verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.“

Am Schlusse der Briefe weist er auf die Kraft der Schönheit hin alle Welt zu beglücken, weil jedes Auge für sie empfänglich sei. So sei sie allein imstande, im Reiche des ästhetischen Scheins das Ideal der Gleichheit zu erfüllen, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehe.

Nachdem erwiesen worden ist, daß das Ästhetische ein notwendiges Übergangsglied ist bei der Entwicklung des sinnlichen Menschen in den vernünftigen, fordert er den Künstler auf: Verjage denn die Willkür, die Frivolität, die Roheit aus den Vergnügungen der Menschen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edlen, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet. In der Anrede an die Künstler vom Jahre 1789 hatte es schon geheißen:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

Daß nun aber der Dichter das, was seine Zeit, ja was alle Zeit so nötig hat zum geistigen Gedeihen wie das tägliche Brot zum physischen, nicht bloß richtig erkannt, sondern auch wirklich durch produktive Arbeit geliefert hat und zwar in ganz hervorragender Güte und Fülle, das ist, was seinem Verdienste erst die Krone aufsetzt.

Noch sann er über die verschiedenen Formen der Poesie nach — sein Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung vom Jahre 1795 bezeugt das, da legte er auch schon Hand an neues poetisches Schaffen. Ein freundlicher Stern hatte abermals ihm zu leuchten begonnen; Goethe war ihm näher getreten (1794). Aus erst nur flüchtiger Berührung wird bald eine dauernde Freundschaft und siehe da! aus der immer enger sich zusammenschließenden Seelengemeinschaft erwächst beiden ein Flor von Geistesblüten, wie die Weltgeschichte kaum einen zweiten aufzuweisen hat. Das ist die dritte und höchste Stufe in Schillers Entwicklungsgang, die Periode seiner Meisterschaft.

Was die Werke dieser Periode auszeichnet vor den früheren, ist zunächst die größere Objektivität; nicht mehr bloß, was ihm unter dem Nagel brennt, wird Gegenstand seiner Muse; seine ästhetischen Studien haben ihn gelehrt, daß der Dichtung Aufgabe ist, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben. Aus der Verschiedenheit der Anschauungsweise erklärt sich der Charakter der verschiedenen Dichtungsarten: Hier naive Dichtung, Nachahmung des Wirklichen; dort sentimentalische Darstellung des Ideals. (Satire, Elegie, Idylle.) Im Hintergrunde aber von Schillers Wirken liegt unentwegt der Impuls, seinem Volke den Weg zu bahnen zur sittlichen Freiheit durch die bezaubernde Macht des

Schönen. Auch in diesem Bestreben fühlt er sich eins mit Goethe. Was dieser erlebt hat und dargestellt in seinen Gedichten „Ilmenau“ und „Zueignung“, paßt auch auf ihn. Auch er konnte im Gedanken an seine Jugenddichtungen „Räuber“, „Fiesco“ etc. von sich sagen:

„Wer kennt sich selbst, wer weiß, was er vermag?
 Hat nicht der Mutige Verweg'nes unternommen?
 Und was du tust, sagt erst der andre Tag,
 War es zum Schaden oder Frommen.
 Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsglut
 Auf frischen Ton vergötternd niederfließen?
 Und konnt er mehr als irdisch Blut
 Durch die belebten Adern gießen?
 Ich brachte reines Feuer vom Altar;
 Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
 Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr;
 Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.“

Nun aber hatte er sich einmal der Poesie verschrieben und konnte ihr nachsagen wie sein großer Freund:

„Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
 Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!“

Auch er hat jetzt die höchste Offenbarung der Muse erlebt, auch ihm hat sie zugerufen:

„Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
 Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
 — So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
 Empfange hier, was ich dir lang bestimmt!
 Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
 Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
 Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
 Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“

Am 1. September 1794 teilt er beglückt Körner mit, daß Goethe ihm endlich mit Vertrauen entgegen gekommen, daß zwischen ihren Hauptideen über Kunst und Kunsttheorie sich eine unerwartete Übereinstimmung herausgestellt habe, die um so interessanter gewesen sei, weil sie wirklich trotz größter Verschiedenheit der Gesichtspunkte ihnen erwachsen sei. War ja doch Goethe von naturwissenschaftlichen, Schiller, wenigstens in letzter Zeit, von historischen Studien ausgegangen, war ja doch Goethe für Spinozas, Schiller für Kants Philosophie erwärmt. Seit der neuen Berührung aber fühle Goethe ein Bedürfnis, sich ihm enger anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung allein betreten habe, in Gemeinschaft mit ihm fortzusetzen. Schon habe derselbe in einem Aufsätze die Erklärung der Schönheit, daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen angewendet. Die ganze zweite Hälfte des September ist Schiller bei Goethe zu Besuch, einmal sind sie von halb 12 mittags bis nachts 11 ununterbrochen zusammen. Er gewinnt Goethe zur Mitarbeit an einem neu zu begründenden Musen-Almanach und erfreut sich von seiner Seite immerfort erneuten Zuspruchs und erneuter Ermutigung bis an das Ende seiner Tage.

Damals erschien das Gedicht, in welchem viele einen Höhepunkt seiner lyrischen Kunst sehen. Körner kündigt er es an als ein poetisches Hauptwerk unter allen, die er gemacht habe.*) Bald darauf sendet er es ihm zu mit der geheimnisvollen Bemerkung: Das heutige Gedicht begleite ich nicht gern mit einem andern. Es muß dich allein beschäftigen, und es wird es auch, wie ich vermute. Schließlich rückt er heraus mit der Sprache; wir erfahren von ihm: „Es freut mich, daß die „Schatten“ dich befriedigt haben.“ Es handelt sich um das Gedicht, das früher „Das Reich der Schatten“, überschrieben, später „Ideal und Leben“, betitelt wurde zum Schutze gegen Mißverständnisse. Mächtiger war der Eindruck, welchen Wilh. von Humboldt von dem Gedicht erhielt. Als Schiller es ihm zugesandt hatte am 9. August mit den Worten: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist und lesen es in geweihter Stille. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor. Es tut mir leid, dass ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal hier sein werden. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, und deren Ihr letzter Brief mich versicherte, so ist es durch diese Arbeit.“ Und Humboldt antwortet am 24. August: „Wie soll ich Ihnen für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfang, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts anderes gelesen, kaum etwas anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem andern Gedicht gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lange und anhaltend beschäftigen wird; solch einen Umfang und solch eine Tiefe der Ideen enthält es — nie hat sich mir die Produktion des Genies so rein offenbart wie hier, es ist schlechterdings mit keiner Ihrer frühern poetischen Arbeiten zu vergleichen. — Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchste Reife und ist ein treues Abbild Ihres Lebens.“ — So Humboldt; Schiller aber kann nicht umhin, einzugestehen: Das Reich der Schatten ist mir unter meinen Gedichten das liebste.

Das Gedicht ist aus den Briefen über ästhetische Erziehung erwachsen, ist aber vielfach mißverstanden worden. Schon Körner gegenüber gibt Schiller zu, daß sein System des Schönen der beste Schlüssel dazu sei, zumal als Humboldt ihm berichtet hatte, in Berlin halte man es für eine Darstellung des Totenreiches. Deshalb spricht Schiller selbst gelegentlich den Wunsch nach einer Erklärung aus. Zum Verständnis des Gedankengangs möge folgendes dienen: Nur beim absoluten Wesen, bei der Gottheit, damit beginnt das Gedicht, fällt physische Notwendigkeit mit der moralischen zusammen; kein Zwiespalt herrscht hier zwischen Sinnen-glück und Seelenfrieden. Anders ist es beim Menschen; das sinnliche Begehren hindert den vollen Aufstieg bis zum Ideal. Nur die Welt des Schönen in Natur und Kunst läßt Beispiele jenes Einsseins des Sinnenwesens mit der Idee in die Erscheinung treten, um das das Leben mit seinen Aufgaben und Kämpfen den Menschen bringt. Eine Reihe von Bildern aus dem wirklichen Leben wird dann in Parallele gestellt mit Beispielen aus der Welt des Schönen und Erhabenen. In Strophe 11: „aber flüchtet aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken“ etc. ist unter dem Reich der Freiheit der Gedanken das Reich des Ästhetischen zu verstehen. Der Sinn kann dann nur der sein (so Humboldt): der im wirklichen Leben nach sittlicher Vollendung strebende Mensch wird leicht mutlos, wenn er die unendliche Forderung

*) Brief an Körner vom 31. August 1795.

des Sittengesetzes mit den Schranken seiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, d. h. wenn er sein Inneres für die Welt des Schönen empfänglich macht und durch Aneignung derselben zu einer höheren Natur umschafft, sodaß er edler begehren lernt und nicht nötig hat, erhaben zu wollen, oder daß das, was ihm vorher als auferlegte Pflicht gegenüberstand, freiwillige Neigung wird, so hört jener Widerstreit in ihm auf. Der Höhepunkt der Entwicklung ist dann das Ideal selbst, hier durch das Beispiel des Herkules nach altgriechischer Weise illustriert, wie im Anfange der Gottesgedanke in altgriechischer religiöser Anschauung.

Nicht lange danach schuf Schiller das bekannteste seiner kulturhistorischen Gedichte, anfänglich Elegie, später der Spaziergang überschrieben. Goethe und die andern Freunde Schillers, wie Humboldt, Körner, Herder, hatten ihr besonderes Wohlgefallen an demselben, und auch Schiller war der Meinung, sein Dichtertalent habe sich hier erweitert; es lehnt sich an die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung an, indem es den Entwicklungsgang der Menschheit von der Natur zur Kultur und schließlich zur Rückkehr aus der korrumpierten Kultur zur erneuten Natur in wunderbaren Versen zur Darstellung bringt. Aus der langen Reihe weiterer Proben von Ideendichtung hat nach Schillers Mitteilung an Wilhelm von Humboldt Goethe das Gedicht die „Ideale“, Körner „Natur und Schule“, später „Genius“ genannt, Herder den „Tanz“ zu seinem Liebling erkoren. Wilhelm von Humboldt schwärmte für die „Macht des Gesanges.“

Goethes lyrische Muse hatte in den letzten Jahren beinahe geschwiegen, nur Kalliope war nicht ganz verstummt; freilich war ihre Stimmung zu rhythmischem Schaffen nicht gehoben genug; der Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ wurde zunächst zum Abschlusse gebracht unter den Anregungen Schillers. Dieser begleitet sein Erscheinen mit gespannten Blicken und spricht immer wieder seine Freude aus über einzelne Bücher. „Mit wahrer Herzenslust“, antwortet er auf Goethes Zusendung, „habe ich das erste Buch durchlesen“ und spricht sich ähnlich über die folgenden aus. Goethe meinte er, habe ihm einen Genuß bereitet, wie er ihn lange nicht und nie als durch ihn gehabt habe. *) Mit dem 6. ist er nicht ganz einverstanden, aber das 7. nennt er vortrefflich. **) Als er das Ende des Romans liest, erklärt er, er sei ganz voll davon. Ein Gedichtchen aus dem 8. Buche schreibt er ab, um es Körner zuzusenden. „Es ist himmlisch,“ drückt er sich aus, „nichts geht darüber. Mignon singt's, die in dem Roman stirbt.“ ***) Es ist das Lied: „So laßt mich scheinen, bis ich werde“ etc. Über den ganzen Roman urteilt er: Unendliche Tiefe bei einer ruhigen Fläche, die Goethe überhaupt eigen, sei ein vorzüglicher Charakterzug desselben. †)

Die eingehendere Beurteilung Schillers ist außerordentlich lehrreich und gibt die schönsten Winke zum Verständnis. Die anziehendste Gestalt scheint ihm Natalie zu sein, die mehr als die Stiftsdame das Prädikat einer schönen Seele verdiene, weil die Liebe ihre Natur, ihr permanenter Charakter sei. ††) Er versichert, es gehöre zu dem schönsten Glück seines Daseins, die Vollendung dieses Werkes erlebt zu haben. Dem Vortrefflichen gegenüber gebe es keine Freiheit als die Liebe. †††)

Als nach langer Unterbrechung des rhythmischen Schaffens Goethes endlich die Idylle „Alexis und Dora“ in demselben Jahre erscheint, begrüßt Schiller sie mit den Worten: Gewiß

*) Brief 784. **) Brief 1038. ***) Brief 1052. †) Brief 1053. ††) Brief 1056. †††) Brief 1054.

gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung.*)

Aus diesen Proben der Beurteilung ergibt sich, wie harmonisch das künstlerische Empfinden beider Dichter sich gestaltet hat.

Da es ihnen aber beiden darum zu tun war, ihre Anschauungen zu verbreiten, so beschlossen sie die Herausgabe der Xenien, in der Erwartung, platte Aufklärer auf der einen und lichtscheues Volk auf der anderen Seite zum Schweigen zu bringen und so den deutschen Parnaß von unwürdigem Zudrang zu reinigen. Diese Xenien, zu deren Abfassung Goethe nicht so leicht seinen Gefährten zu bewegen wußte, sollten als ihr Gemeingut gelten. Absichtlich wurde verschwiegen, wer der Verfasser der einzelnen war. Vielfach der Form nach leichter geschürzte Gebilde des Augenblicks, haben sie durchgängig einen soliden Kern, und manches satirische und humoristische Wort prägt infolge treffenden Ausdrucks leicht dem Gedächtnis sich ein. Passend steht am Eingang das Distichon:

„Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife, papierene Saat.“ A)

Auf Nikolai, den platten Aufklärer, in dessen Augen die beiden Dichter Dunkelmänner waren, ist der Pfeil gemünzt:

Nikolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen;
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg. B)

Oder: Fichte und Er:

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du auf leichtem Kahn schwankest und Häringe fängst. C)

Oder: Der Teleolog:

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer! der gnädig,
Als er den Korkbaum erschuf, gleich auch die Stöpsel erfand! D)

Oder:

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niederes im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein. E)

Aber die Xenien spenden gelegentlich auch Lob.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horehen,
Ahmt ein Sänger wie du, Töne des Altertums nach. F.

Oder:

Achilles: Vormal's im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist. G.

Oder:

Wie doch ein einziger Reicher so viele Arme in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu tun. H.

Als dann die von den Pfeilen Getroffenen bald gewaltig zu rumoren begannen, da war's, daß Goethe seinem Freunde schrieb:

*) Brief 1048.

A) Nr. 9 in Band 8 der Schriften der Goethesellschaft.

B) Nr. 247 a. a. O.

C) Nr. 270 a. a. O.

D) Nr. 286 a. a. O. gegen Fr. L. Stolberg.

E) Nr. 311 a. a. O. auf Layater.

F. Nr. 385 a. a. O. auf Joh. Heinrich Voß. — G. Nr. 479 a. a. O. auf Lessing. — H. Nr. 775 a. a. O. auf Kañt und seine Ausleger.

„Das Angenehmste, was Sie mir melden können, ist Ihre Beharrlichkeit an Wallenstein und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung; denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.*) Damit war das Signal gegeben zur Zusammenfassung aller Kräfte, damit aber auch in Aussicht gestellt, den Höhepunkt deutschen poetischen Schaffens zu ersteigen; der Appell Goethes wirkte.

Er selbst schuf sein bürgerliches Epos „Hermann und Dorothea“; ihm persönlich in dem Grade ans Herz gewachsen, daß er es gelegentlich als das von seinen Werken bezeichnet, welches ihm beim Wiederlesen immer neue Freude bereite. Wie hoch Schiller aber des Freundes Werk geschätzt hat, sagte er in einem Briefe an H. Meyer vom 21. Juli 1797: Wir sind indes nicht untätig gewesen, wie Sie wissen, und am wenigsten unser Freund, der sich in diesen letzten Jahren wirklich selbst übertroffen hat. Sein episches Gedicht haben Sie gelesen; Sie werden gestehen, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist.

Schiller blieb nicht im Hintertreffen. Die Jahre 1797 und 98 hat man als seine Balladenjahre bezeichnet. Und das mit Recht. Welche stattliche Reihe der herrlichsten episch-lyrischen Produkte dieser Art hat er geschaffen, denen der Stempel der Schönheit in einem Grade aufgedrückt ist, daß sie geradezu zum Eigentum des bildungsbeflissenen Bürgers nicht nur im deutschen Vaterlande, sondern auch in der Fremde geworden sind. Für die Lesebücher unserer Schulen liefern sie in der Tat einen Stoff, der gar nicht mehr zu entbehren ist. Und nicht nur dem Einfacheren und noch weniger von der Wissenschaft Berührten gewähren sie einen einzigartigen Genuß, und nicht bloß den Schüler statten sie mit den wertvollsten Erinnerungen fürs Leben aus, sondern auch der Gebildete kann sich immer wieder daran erwärmen, wenn er mit tieferm Verständnis sich darauf einläßt, die ganz außerordentliche Kunst zu verfolgen, vermöge deren es dem Dichter gelungen ist, solche zu ewiger Dauer berufenen Schätze des Genius ins Dasein zu rufen. Mag Schiller sich in die Mythen und Sagen der Alten versenken oder irgendwelche Motive aus interessanten Vorkommnissen alter und neuer Zeit zu Wasser oder zu Lande zum Gegenstande seiner Darstellung machen, immer beinah und überall versteht er es, die Blumen des dichterischen vom Gegenstande so rein und glücklich zu brechen, wie es nur möglich ist. Man denke nur an die Behandlung antiker Stoffe, wie „Die Kraniche des Ibykus, Der Ring des Polykrates, Die Bürgerschaft, das eleusische Fest“; dann aus etwas späteren Tagen „Hero und Leander, Cassandra, Das Siegesfest“. Wie viele ähnliche Gedichte allgemeiner Natur aus der christlichen Zeit wie „Der Handschuh, Ritter Toggenburg, Der Gang nach dem Eisenhammer, Der Kampf mit dem Drachen und dann noch aus dem vorletzten Lebensjahr Der Graf von Habsburg!“ Dazu kommt dann noch eine Reihe schöner, sehr verschieden gearteter Ideendichtungen, darunter an oberster Stelle „Die Glocke“.

Schillers Talent war aber auch fürs Theater geschaffen, urteilt Goethe über ihn.**) Wie sehr er damit recht hat, beweist die lange Reihe der hervorragendsten Tragödien oder Schauspiele aus seinen letzten 9 Jahren. Wallenstein an erster Stelle; er ist so groß nach

*) Goethe an Schiller vom 15. Nov. 1796 in Goethes Briefen, Ausg. Goethe-Gesellschaft 11 S. 263.

**) Gespräche mit Eckermann. I. S. 137.

Goethes Meinung, „daß in seiner Art zum 2. Male nicht etwas Ähnliches vorhanden ist.“*) 3 bis 4 Jahre hat er intensiver daran gearbeitet. Lebhaft kommt dem Dichter dabei zum Bewusstsein, daß im Vergleich zu seinen früheren dramatischen Arbeiten ein Neues zu pflügen ist; einmal treibt ihn keine persönliche Sympathie mit dem Stoffe oder seinen Helden, mit Ausnahme des Max Piccolomini, zur Ausführung, dann aber entschließt er sich trotz des Ab-ratens Humboldts definitiv, das Stück in Versen zu schreiben; durch Jamben meint er, würde es mehr poetische Würde, durch die Prosa mehr Ungezwungenheit erhalten.***) Erst am 14. November 1797 teilt er Cotta mit, daß er sich nun doch noch entschlossen habe, ihn in Jamben zu bearbeiten, um auch die letzte Forderung zu erfüllen, die an eine vollkommene Tragödie gemacht werde.***). Hierzu fügt er dann am 20. November: „Ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können; es ist unmöglich, ein Gedicht in Prosa zu schreiben; — was ich gemacht habe, ist jetzt erst eine Tragödie zu nennen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz anderen Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen. — Man sollte wirklich alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen konzipieren, denn das Platte kommt nirgends so ans Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird.“ Ähnlich spricht er sich in der Vorrede zur Braut von Messina aus „über den Gebrauch des Chors in der Tragödie.“

Das umfangreiche Material zum Wallenstein zwingt ihn, es auf drei Stücke zu verteilen, von denen er das erste, (Das Lager) ein Lustspiel, das zweite (Die Piccolomini) ein Schauspiel, das dritte (Wallensteins Tod) ein Trauerspiel nennt. Unter den Gesichtspunkten seines Aufsatzes über den Gegensatz zwischen Idealisten und Realisten (letzter Teil des Aufsatzes über naive und sentimentalische Dichtung) führt er in diesem Drama Wallenstein als ausgesprochenen Realisten, Max Piccolomini als Vertreter idealistischer Denkungsart vor. Daß der Ehrgeiz es ist, der Wallenstein verführt, und daß der Held scheitern muß an dem durch seine Leidenschaft herbeigeführten treulosen Verrate an seinem Kaiser, darin stimmen alle Kritiker überein. Nicht ganz korrekt aber ist es, wenn das letzte und edelste Motiv von Wallensteins Handeln als nicht ernst gemeint betrachtet wird. Max Piccolomini spricht schon II, 4 davon: Man schwärzt ihn an, weil an Europas großem Bestem ihm mehr liegt, als an ein paar Hufen Landes, die Oesterreich mehr hat oder weniger, und weil er, um dem geplagten Reich den Frieden zu geben, die Sachsen schon und beim Feinde Vertrauen zu erwecken sucht. So auch Wallensteins eigne Aussprache gegenüber dem Gefreiten mit den 10 Pappenheimischen Kürassieren in „Wallensteins Tod“. III 15:

„Ihr werdet dieses Kampfes Ende nimmer
Erblicken! Dieser Krieg verschlingt uns alle.
Österreich will keinen Frieden; darum eben,
Weil ich den Frieden suche, muß ich fallen.
Was kümmert's Österreich, ob der lange Krieg
Die Heere aufreißt und die Welt verwüstet,
Es will nur wachsen stets und Land gewinnen.“

*) Gespräche mit Eckermann. I. S. 261.

) Brief 1134 vom 28. November 96. *) Brief 1271.

Auch die Geschichtsforschung stellt dieses Motiv in den Vordergrund. So findet sich in Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges der Satz: „Zur Steuer der Gerechtigkeit muß man gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben, und daß die Verräterei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine strengbewiesene Tatsache, sondern bloß auf wahrscheinliche Vermutung gründen.“*) Viele seiner getadelten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden. — Keine seiner Taten berechtigt uns, ihn der Verräterei überwiesen zu halten. — So fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellierte, weil er fiel. Bei Ranke findet sich folgendes: Er (Wallenstein) lebte immer nur in seinen großen Entwürfen, in denen sich allerdings das öffentliche Interesse mit Privatabsichten mischte, aber, wenn wir ihn nicht mißverstehen, diese überwog, mit einer Zuversicht, die ihn selbst verblendete.***) Und an anderer Stelle: Wenn man die Intentionen eines bedeutenden Mannes, die nicht aufgeschrieben werden, aus seinen Äußerungen, seinen Präzedenzen und seiner Lage abnehmen darf — denn etwas Hypothetisches bleibt in dem Dunkel menschlicher Antriebe und Ziele immer übrig — so wage ich dies als die vornehmste Absicht Wallensteins zu bezeichnen: Er dachte noch mit Hülfe der beiden norddeutschen Kurfürsten die Angelegenheiten des Reichs auf der Grundlage des Religionsfriedens zu ordnen. — Zugleich wollte er die Armeen und ihre Ansprüche befriedigen und zugleich den Umfang seines eigenen Gebietes und die Zukunft seines Hauses festsetzen.*****)

Die Übersiedelung Schillers nach Weimar an den Sitz des Theaters um die Wende des Jahrhunderts hat zu weiterem dramatischen Schaffen die Anregung gegeben. Neben dem Wallenstein hat der Dichter noch einen ungewohnten Weg eingeschlagen, indem er die Braut von Messina nach dem Vorbild der Antike — aber in freier Nachahmung — schuf 1803. In dieser Dichtung klingen die auf Goethes und Humboldts Anregung immer wieder erneuten Studien der Antike aus. Neben den leidenschaftlichen Kämpfen um persönliche Interessen einzelner Glieder des Hauses ist besonders der Fall der tragischen Kunst hier dargestellt, in welchem der Held (Don Cesar) eine schwere Tat der Leidenschaft moralisch büßt. Der eigentliche Reiz der Dichtung liegt freilich mehr in den mit ausnehmender Anmut der Sprache ausgearbeiteten Chorgesängen, die sich über die Aufgaben und Schicksalswendungen des Lebens verbreiten nach dem Vorbilde der Alten. In der Dichtung eine Schicksalstragödie nach dem Muster des Sophokleischen König Ödipus zu sehen, ist nicht angängig. Es kann doch nur als Zufall angesehen werden, wenn die Zukunft voraussagende Orakelsprüche in Erfüllung gehen. Die Personen, die sie angehen, mögen sie nach ihrer Einsicht deuten, der Dichter rechnet mit dem Glauben und Aberglauben der Umgebung, in der die Handlung spielt. Aus dem Zusammenhange des Ganzen geht ja doch als Endresultat der moralische Lehrsatz hervor:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.

Hier sowohl, wo altgriechische, arabische, mohamedanische und christliche Religion zusammenstoßen, wie in der Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans ist das Christentum in seiner mittelalterlichen Form vorausgesetzt. Maria Stuart ist in dem herben Leid, das ihr die Abbüßung ihres früheren verbrecherischen Lebenswandels und andererseits harte und gefühllose Staatsraison zufügt, ein rechter Gegenstand tiefsten Mitleids. Die Jungfrau von

*) Ende von II., 4.

**) Ranke, Wallenstein. 4. Aufl. S. 295.

***) Ranke a. a. O. S. 289/90.

Orleans dient der Verherrlichung der Heldenjungfrau, die durch ihren Sieg über innere und äußere Feinde die Befreiung ihres Vaterlandes von dem Joche der englischen Herrschaft zustande bringt.

Schillers religiöser Standpunkt auf dieser Stufe seiner Entwicklung ist etwa folgender: Die religiöse Überzeugung überhaupt ist in seinen Augen ein zartes Gebilde, welches, wenn es seine Bestimmung erfüllen soll, geradeso wie jedes schöne Gebilde der Natur und Kunst autonom und daher individuell geartet sein muß. So ist sein Bekenntnis zu verstehen in den Xenien, mein Glaube überschrieben.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. „Und warum keine?“*) Aus Religion.

Daran schließt sich das Distichon: Realist und Idealist.

„Beide suchen die Wahrheit. Der eine im Herzen und jener
Außen im Leben, und so findet sie jeder gewiß.**)“

Und weiter: „Ist dein Auge gesund, so zeigt es dir außen den Schöpfer,
Ist es dein Herz, dann gewiß zeigt es dir innen die Welt.***)“

Für die Kirche in der Form, die sie damals hatte, fehlte ihm nach Art des um das historisch Gewordene unbekümmerten Subjektivismus seiner Zeit jedes Interesse. Charakteristisch für die Zeit ist sein Bekenntnis bei Gelegenheit der Beurteilung des 6. Buches von Wilhelm Meisters Lehrjahre: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind.“

Die Religion ist dem durch Leiden so schwer geprüften Manne die kräftigste Stütze gewesen; er hat fest geglaubt an das Walten einer gütigen Vorsehung. Als er in der Mitte der 90er Jahre einen Ruf erhielt an die Universität Tübingen und ablehnte, schrieb er an Goethe: „Für meine Existenz glaube ich nichts besorgen zu dürfen, solange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und so lasse ich den Himmel walten, der mich noch nie verlassen hat.“ Derartige Bekenntnisse finden sich wiederholt in seinen Briefen. Das Gedicht „Die Worte des Glaubens“ vom Jahre 1797 gibt in großen Grundzügen auch seine religiöse Überzeugung wieder:

„Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

*) Nr. 203 Schriften der Goethe-Gesellschaft 8. **) Nr. 4 a. a. O. *** Nr. 5. a. a. O.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
 Der Mensch kann sie üben im Leben,
 Und sollt' er auch straucheln überall,
 Er kann nach der göttlichen streben,
 Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
 Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
 Wie auch der menschliche wanke;
 Hoch über der Zeit und dem Raume webt
 Lebendig der höchste Gedanke,
 Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
 Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
 Sie pflanzet von Munde zu Munde,
 Und stammen sie gleich nicht von außen her,
 Euer Innres gibt davon Kunde.
 Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
 So lang' er noch an die drei Worte glaubt.

Am wärmsten schlägt sein Herz für den Gedanken nationaler Unabhängigkeit. In der politischen und bürgerlichen Freiheit sieht er das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengung. Nichtswürdig, heißt es in der Jungfrau von Orleans, ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Inmer dunklere Wolken waren inzwischen in den letzten Lebensjahren Schillers am Horizont des politischen Himmels über Deutschland emporgestiegen mit Napoleons Wachsen. Es mochte die Ahnung des Genius sein von dem, was seinem Volke in den kommenden Tagen vor allem andern not tat, was ihn zur Dichtung des Tell trieb. Die Mahnung des Freiherrn von Attinghausen an seinen Neffen wendet sich auch heute noch an jedes deutsche Herz:

Ans Vaterland, ans teure schließ' dich an,
 Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
 Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Inbesondere aber das Abschiedswort des alten Freiherrn:

Seid einig, einig, einig!

Als Schiller gestorben war, gab sein Schwager Wilhelm von Wolzogen dem Jugendfreunde des Dichters, dem Bildhauer Dannecker die Nachricht davon, und dieser antwortete: „Ich glaubte, die Brust müßte mir zerspringen, und so plagte mich's den ganzen Tag. Den anderen Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen; da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben.“

Dannecker hat Wort gehalten. Die Kolossalstatue Schillers, die er schuf, ist jetzt eine Zierde des Stuttgarter Museums der bildenden Künste.*) Was Dannecker ausdrücken

*) Schiller, Intimes aus seinem Leben von E. Müller. S. 232.

wollte durch das Kolossale in Schillers Erscheinung, macht uns sein Herzensfreund Goethe verständlich in seinem Epilog zu Schillers Glocke. Auf Goethes Anregung wurde nämlich zu Ehren des Toten am 10. August des Todesjahres eine Feier veranstaltet, bei der die Glocke in lebenden Bildern vorgeführt und der Epilog Goethes vorgetragen wurde, dessen letzte Strophe freilich erst aus dem Jahre 1815 stammt. In diesem heißt's unter anderm:

Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen? —

Denn er war unser! Mag das stolze Wort

Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!

Er mochte sich bei uns im sichern Port

Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort

Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine

Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine. —

Nun glühte seine Wange rot und röter

Von jener Jugend, die uns nie entflieht,

Von jenem Mut, der früher oder später

Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

Von jenem Glauben, der sich, stets erhöh'ter,

Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,

Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —

Schon zehne sind's! — von uns sich weggekehrt!

Wir haben alle segensreich erfahren,

Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;

Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,

Das Eigenste, was ihm allein gehört.

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entwindend,

Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“



wollte durch das Kolossa
verständlich in seinem E
zu Ehren des Toten am 10
in lebenden Bildern vorg
Strophe freilich erst aus

Nun w
Denn
Den la
Er mo
Nach
Indesse
Ins Ev
Und h
Lag, v

Nun g
Von je
Von je
Den V
Von je
Bald
Damit
Damit

So ble
Schon
Wir h
Die W
Schon
Das E
Er gla
Unend

ans sein Herzensfreund Goethe
ethes Anregung wurde nämlich
veranstaltet, bei der die Glocke
getragen wurde, dessen letzte
m heißt's unter anderm:
weinen? —

nen.

t,
r,
amiegt,

ren —
kehrt!

;
aren,

indend,
end."

